

Ingrid Maria Lang

German Fräulein

Roman

© 2023 Ingrid Maria Lang

Autor:in: Ingrid Maria Lang

Umschlaggestaltung: Karin Burda, Ultimate Graphics

Foto: Privatbesitz der Autor:in

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autor:in: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN:

978-3-99152-431-1

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Mir wurde klar, wie wenig wir in Wahrheit über unsere Eltern wissen, wie vage und unbestimmt sie ihre Biographie beschreiben, fast wie Heiligengeschichten – alles nur Legende und Anekdote – bis wir uns die Mühe machen, tiefer zu graben.

William Boyd, »Ruhelos«

Die Einarbeitung von historischen Ereignissen geht häufig mit dem Risiko an Ungenauigkeiten einher; auch die subjektive Betrachtungsweise spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Der geschichtliche Hintergrund wurde von der Autorin an manchen Stellen dem Erzählverlauf und den Figuren angepasst und erhebt daher keinen Anspruch auf Richtigkeit. Bestimmte Orts- und Städtenamen wurden teilweise geändert, sind aber real bis heute auf jeder Landkarte zu finden.

Nicht nur Wein und die Trauben
Und das könnt ihr mir glauben
Liebt ein jeder am Altvater Rhein
Jimmy Brown aus Dakota
Und aus Minnesota
Schwärmt nur von einem Fraulein

Fraulein, Fraulein
Siehst nachts du die Sterne
Dann bin in Gedanken ich dein
Und der Glanz dieser Sterne
Grüßt dich aus der Ferne
ich lieb' dich, kleines Fraulein

Song und Originaltext by Chris Howland

INHALTSVERZEICHNIS

1.	Ein schneidiger Kerl 1938 / 1940	10
2.	Die große Morgenröte 1941 / 1944	44
3.	German Fräulein 1945	51
4.	Des Lebens ganze Fülle 1947 / 1949	59
5.	Kaputte Träume 1950 / 1951	90
6.	Kontrollverlust 1952	119
7.	Pagat ultimo 1953	148
8.	Alles auf Anfang 1953/1954	170
9.	Im gelobten Land 1960	194
10.	Der Olympiasieg 1976	200

PROLOG

Den ersten Befehl zu einer Schlachtung erhielt Hermann Metzinger im März 1933. Er war siebzehn, Lehrling im dritten Jahr bei Fleischermeister Dornhelm, und dem Gesetz nach nicht berechtigt zum Betäuben und Stechen. Aber der Meister hatte das Sagen und der hielt diese Zurweisung für die angemessene Strafe dafür, was der Bursche ein paar Tage zuvor verbockt hatte.

Sein Auftrag hatte gelautes, vom Bauer Burer einen Jungstier zur Schlachtung abzuholen. Hermann war ein kräftiger, etwas untersetzter, aber nicht allzu großer Kerl. Einen 300 Kilo schweren Bullen, der nur mit einem Seil um Kopf und Maul fixiert war, an einer Führungskette mit Ring von Unterholzbach nach Langberg zu treiben, dazu war er kaum imstande. Das hätte der Meister wissen müssen.

Der Tag war nass, die Temperatur nahe dem Gefrierpunkt. Er trug eine Lodenjoppe, Kniehosen, schafwollene Strümpfe und ebensolche Fäustlinge, an den Füßen derbe Schnürschuhe. Über den Kopf hatte er eine Fleischermütze gestülpt, durch die er den Regen spürte wie spitzen Hagel. Er hatte kaum die Hälfte der Strecke unter größter Anstrengung bewältigt, als sich das Tier losriss und davon galoppierte.

Weder die Hufe des Stiers, noch die Sohlen seiner Schuhe fanden festen Tritt auf der nassen Landstraße. Verzweifelt stolperte und rutschte er dem außer Rand und Band geratenen Vieh hinterher, das sich am Ende im Niemandsland der Schrebergärten in einem Stacheldrahtzaun verfang. Um sich tretend versuchte es, sich zu befreien, dabei verhedderte sich der Schädel hoffnungslos im Drahtgewirr, was tiefe Striemen ins Fell riss. Dunkles Blut quoll aus den Verletzungen; das waidwunde Brüllen ließ ihn erschauern.

Seine Furcht vor Dornhelms Zorn und dessen Bestrafung drückte zentnerschwer gegen seine Brust: Was sollte er tun? Ihm blieb nichts anderes übrig, als in den Ort zu rennen und dem Meister zu berichten, was geschehen war. Der Alte versetzte ihm sofort zwei Ohrfeigen, bevor er fluchend den Kleinlaster vom Hof steuerte. Zusammen mit dem kräftigsten seiner Burschen rumpelten sie hinaus zur Unglücksstelle. Dort angelangt, tötete Dornhelm den

Jungstier an Ort und Stelle mit einem Anstich auf den Kopf, der Gehilfe durchschnitt den Stacheldraht mit einer Drahtschere. Zu dritt hoben sie die Verladerampe vom Laster, schoben sie neben das tote Rind, packten es an den Haxen und drehten es zweimal um die Achse, bevor es endlich auf der Plattform lag. Mit letzter Kraft hieften sie diese auf die Ladefläche des Lasters und transportierten die Fracht in die Fleischerei. Kaum angekommen, befahl der Meister dem Lehrling, sich mit dem Gesicht zur Wand zu stellen, versetzte ihm fünf Stockschläge und eine weitere Abreibung: Am kommenden Schlachttag würde er ohne Hilfe ein Schwein betäuben und stechen müssen. Der Geselle, der alles mitangesehen und -gehört hatte, grinste schadenfroh: Das war das Schicksal eines jeden Lehrlings.

Drei Tage später stand Hermann um fünf Uhr in der Früh im Schlachtraum. Er trug Gummistiefel und eine bodenlange Schürze; die Messer hingen griffbereit in den Schlaufen seines Gürtels. Von draußen drangen die Geräusche des frühen Morgens ins Schlachthaus: Hühner liefen gackernd in den engen Gassen herum, Hundegebell war zu hören, das Klappern von Pferdehufen, Motorgeräusche, das Gebrüll der Tiere, die auf Fuhrwerken oder Lastfahrzeugen durch den Ort zu anderen Fleischern gebracht wurden.

Unverzüglich machte er sich ans Werk. Zuerst setzte er bei dem mit dem Schädel nach unten hängendem betäubten Schwein mit dem Holzstechmesser den Halsbruststich: Das Blut schoss sofort im Rhythmus des Herzschlages mit hohem Druck und dickem Strahl aus der Stichwunde in die darunter stehende Messingwanne. Der Meister, der alles beobachtete, rief nach seiner Hilfskraft Poldi, einer geistig etwas zurückgebliebenen Frau undefinierbaren Alters, die das Schwein mit kochendem Wasser abbrühte und von der obersten Hautschicht die Borsten schabte.

Nachdem Hermann die Augen- und Unterlider und die äußeren Gehörgänge entfernt hatte, hing er die Hinterbeine des Tierkörpers an den stählernen Haken auf, schnitt die Haut vor und zog sie ab. Danach entnahm er die Eingeweide, achtete sorgsam darauf, dass keine Kotreste von After und Darm in das Fleisch gelangten. Er spülte die Bauch- und Brusthöhle mit dem Wasserschlauch, bevor ihm Dornhelm mit einem Klaps auf den Kopf die Tür

wies. Die noch ausstehenden Arbeiten bis zum Eintreffen des Fleischkontrolleurs wurden vom Meister persönlich und dem Gesellen erledigt. Für Hermann blieben die Abfallentsorgung in den Tonnen zum Transport in die Verwertungsdeponie und die Reinigung des Schlachtraumes. Sein Wochenlohn wurde vom Meister einbehalten: Die entstandene Wertminderung des verletzten Jungstiers und die Reparatur des beschädigten Stacheldrahtzauns wurden auf diesem Weg von ihm abgegolten.

Im September schloss er seine Lehrzeit als Jahrgangsbester ab; zwölf Monate darauf trat er vor der Fleischerinnung zur Gesellenprüfung an.

Ein weiteres Jahr lang watete er gummibestieft durch Lachen von Blut, stahlte seine Muskeln mit gezielten Axthieben, führte Beile und Messer mit akkuraten Bewegungen, sägte Knochen, teilte und hackte Fleisch, heizte die Kessel und drehte die Kurbel an der Wurstmaschine.

Die Fleischerei warf ordentlich Geld ab. Beliebt bei den Kunden war die »Hauswurst« aus Lunge, Herz, Bauchlappen und Schwarten; die Blutwürste, nach altem Hausrezept hergestellt, galten als die besten in ganz Niederösterreich.

Die Dornhelms waren angesehen über die Grenzen des Dorfes hinaus. Der Meister stand mit blütenweißer Schürze und gestärktem Käppi hinter dem Ladentisch; die Frau Meisterin saß an der Kasse, zählte Geld, trug Einnahmen und Ausgaben auf den Groschen genau in die Kontenbücher ein.

Die jahrelange harte Arbeit in der Fleischerei – jeden Tag von fünf Uhr früh bis abends um sieben, nur der Sonntag war frei – formte aus Hermann einen kraftstrotzenden, zupackenden Kerl.

Im September 1935 kündigte er dem Meister und meldete sich als Freiwilliger zum österreichischen Bundesheer. Am 14. März 1938 stand er, inzwischen aufgerückt zum Gefreiten, die Rechte zur Faust geballt und an sein Herz gedrückt, auf dem Exerzierplatz der Rossauer Kaserne:

Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.

Schon im Herbst 1941 zeigte er sich imstande, als Angehöriger der 56. Infanterie-Division seine eigenen Schlachterrechnungen zu präsentieren.

Ein schneidiger Kerl

1938/1945

Karla

An einem milden Abend im Oktober 1938 stand in der südböhmischen Stadt Hlubok eine schockverliebte Achtzehnjährige in Erwartung ihres bevorstehenden Rendezvous mit weichen Knien und feuchten Händen in ihrem Zimmer vor dem Spiegel. Es war nicht ihre erste Verabredung, aber weiter, als bis zu Lippen aufeinander pressen und kitzeligen streicheln an verbotenen Stellen, war sie mit keinem ihrer Verehrer bisher gekommen. Man könnte sagen, sie war unberührt an Körper und Seele.

Aber diesmal, so ahnte sie, ach was, *wusste* sie, es würde anders werden. Wenn sie ihr Gesicht und ihre Gestalt betrachtete, vermeinte sie, die Zukunft zu erkennen: Alles war da, alles wartete; hinter ihrer Jungmädchenhaftigkeit zeichnete sich etwas Kühnes ab, das ihr gefiel. Sie war mittelgroß, die Hüften rundlich, die Beine schmal, die Waden stramm. Jeden Morgen bürstete sie ihre nussbraunen Haare, bis sie glänzten, und flocht sie zu einer Zopfkrantzfrisur.

Was war geschehen?

Zehn Tage, nachdem das Sudetenland wieder in das Deutsche Reich eingegliedert worden war, kam die Wehrmacht in die Stadt marschiert. Ein Prachtexemplar von Uniformträger im Rang eines Oberfeldwebels hatte die Spitze einer Motorradkolonne angeführt; sie war mit ihrer Cousine Erni am Straßenrand gestanden, beide in ihren schmucken BDM-Uniformen. An der Hauswand hinter ihnen bauchte sich im Wind ein Spruchband mit der Aufschrift: **Wir danken unserem Führer**. Begeistert hatten sie eine Stunde oder länger Hakenkreuzfähnchen geschwungen und »Heil« gerufen, und auf dem Nachhause-

weg sagte sie zu Erni: »Hast du den ganz vorn auf dem Motorrad gesehen? In den könnte ich mich glatt verlieben.«

Es dauerte nicht lange, da liefen ihr und Erni beim Abendspaziergang zwei Militärs über den Weg, einer davon war dieser Motorradfahrer. Als Oberfeldwebel stand ihm eine private Unterbringung zu und der Zufall wollte, dass er und ein Kamerad in einem benachbarten Gasthaus Quartier bezogen hatten. Ehrenmänner wie sie waren, grüßten sie die jungen Fräuleins, fingen dann eine Plauderei an und stellten sich vor. Der, den sie am Motorrad bewundert hatte, hieß Hermann Metzinger. Er war in der Schreibstube der Kommandantur eingesetzt, wo er Telefongespräche empfing und weiterleitete, Nachrichten und Aktennotizen tippte. »Mit zwei Fingern«, sagte er lachend. »Und überhaupt, das Schreibtischhocken ist meine Sache nicht. Und wie ist Ihr Name, Fräulein?«

»Karla Holst.« Neugierig fügte sie hinzu: »Woher kommen Sie?«

Aus Österreich, erklärte er ihr. Aufgewachsen in einem Dorf in der Nähe von Wien.

Am ersten Wochenende nach ihrem Kennenlernen erschien er bei ihren Eltern und bat um Erlaubnis, Karla zum 5-Uhr-Tanztee ins Hotel Batika auszuführen. Mutter Antonia, durchdrungen von der neuen Aufbruchsstimmung, zeigte sich erfreut; der Vater war dem Herrn Oberfeldwebel gegenüber skeptisch. Aber da Franz Hofer und die Mutter kein Ehepaar, nur Lebensgefährten ohne Trauschein waren, wurden seine Einwände schnell vom Tisch gefegt.

Der Kamerad holte bei Ernies Eltern, Onkel Pepi und Tante Maresi, ebenfalls die Zustimmung ein, ihre Tochter auszuführen; so zog man zu viert los, die Männer hochgestimmt, die Mädchen erwartungsvoll. Hermann Metzinger entpuppte sich als spendabler Kavalier und leidlich guter Tänzer; war ein verantwortungsbewusster und beschützender Mann, der Karla Schlag zehn Uhr vor die Haustür brachte. Er fragte nach einem Wiedersehen, und sie stimmte zu.

Karla war Kindermädchen bei einer tschechischen Familie, Besitzer von Webereien in der dritten Generation. Sie hütete zwei Kinder,

drei und fünf Jahre alt, hatte Samstagnachmittag frei und Sonntag den ganzen Tag: genügend Zeit für gemeinsame Unternehmungen. Die Stadt war voll mit deutschen Soldaten, die Leben in die engen Gassen brachten; in den Abend- und Nachtstunden hallte das Echo ihrer Gesänge und ihres Gegröls zwischen den Häusern. An den Nachmittagen herrschte eine gepflegtere Atmosphäre: Die Angehörigen der höheren Dienstgrade verbrachten ihre freie Zeit in den Lokalen am Fluss oder im Schlossrestaurant, gerne in Begleitung gut aussehender, eleganter Frauen.

Hermann Metzinger lud Karla ins Kino ein; bei mildem Herbstwetter saßen sie auf der Terrasse ihrer Lieblingskonditorei und tauschten sich über ihr Leben aus. Nach einer weiteren Woche, in der Abenddämmerung unter den Bäumen im Schlosspark, spürte sie das erste Mal das intensive Gefühl eines begehrliehen Kusses.

Von Beruf war er Fleischhauergeselle. »Zum Meister hat es nicht gereicht, weil ich mich mit neunzehn freiwillig zum österreichischen Bundesheer gemeldet hab'«, erklärte er. Er hatte zwei Brüder, sein Vater war Zahlmeister bei der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gewesen, inzwischen wegen seines Lungenasthmas pensioniert.

»Wie sind sie denn so, deine Eltern?«, fragte Karla.

»Der Vater war oft wochenlang unterwegs. Aber die Mutter hat immer gewusst, was zu tun war. Wie die uns drei Racker ganz allein großgezogen hat, das macht ihr so schnell keine nach.«

»Und wie stehst du zu deinem Vater?«

»Na ja, mein Vater ist halt ein Mann.« Er lachte. »Er hat es nicht so sehr mit der Treue.«

»Mutter sagt immer, für die Männer ist die Treue nicht erfunden worden. Für die Frauen aber bedeutet sie Standhaftigkeit bis zum Tod.« Sie meinte es ernst, ihn amüsierte es.

»Alle Männer betrügen früher oder später. Ob mit einer Frau oder mit der Flasche. Bei meinem Vater ist es wahrscheinlich beides.« Übermütig blinzelte er ihr zu. »Aufpassen, Fräuleinchen, das ist vererbbar.« Unvermittelt schossen ihr die Tränen in die Augen, wofür sie

sich schämte. Sie war ein Schneewittchen ohne Erfahrung, gefangen im Gespinnst der ersten Verliebtheit.

»Aber geh, Schatzerl«, lachte er, »wer wird denn gleich! Ich mach' doch nur Spaß.« Er griff nach ihrer Hand und drückte sie sanft. »Erzähl mir was von den Leuten, für die du arbeitest. Müssen ja schön Geld haben, wenn sie sich ein Kindermädel leisten können.«

»Fabrikanten«, erklärte Karla. »Besitzen zwei Webereien, eine hier und eine in Budweis.« Freimütig erzählte sie von den Veselys, ihrer Villa am Fuß des Schlossberges, von den Kindern Dagmar und Daniel, die sie betreute. »Sehr angesehene Familie«, fügte sie hinzu.

»So, so«, sagte er, »sind also Tschechen, für die du arbeitest. Am Ende gar noch Juden.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ja, und wenschon?«

»Na ja, das brauchst du ja jetzt nimmer zu tun.«

»Aber ich bin gerne da«, protestierte sie. »Die Kinder lieben mich und ich habe sie auch herzlich gerne. Manchmal arbeite ich auch im Verkauf oder im Kontor. Ich war zwei Jahre auf der Büroschule. Ich kann Kurzschrift und Maschineschreiben.« Sie lächelte schelmisch. »Und nicht nur mit zwei Fingern.«

Den Scherz überhörte er, runzelte die Stirn und sagte: »Jetzt erzähl mir nur, du kannst Tschechisch.«

»Ja, kann ich. Nicht besonders gut, aber ich kann's.«

»Jetzt pass einmal auf.« Sein Ton wurde schärfer. »Bei denen hast du nichts mehr zu suchen. Du bist ein deutsches Mädel. Wozu haben wir euch denn befreit? Ich versteh' gar nicht, wieso dich deine Eltern da noch hingehen lassen.«

»Aber meine Mutter hat schon für die alte Frau Vesely gearbeitet.«

»Was hat sie denn da gemacht? Die Fußböden gewischt?«

»Wie kannst du so von meiner Mutter reden.« Karla war empört.

»Sie hat genäht und gebügelt. Manchmal auch gekocht.«

»Na ja, sag' ich doch«, erwiderte er ungerührt. »Denen die Arbeit abgenommen, damit sie sich als die Herren aufspielen können. Das ist jetzt vorbei. Jetzt sind wir die Herren. In Zukunft musst du dich mehr

auf deine eigenen Aufgaben konzentrieren. Der Führer will starke, gesinnungstreue Frauen an der Seite der Männer.«

An einem der folgenden Sonntage lud Mutter Antonia Hermann Metzinger zur Jause ein. Mit am Tisch saßen Franz Hofer sowie die Schwestern, Maria, die Älteste und Gisela, die Mittlere. Die Kaffeetafel im Wohnzimmer war aufs feinste gedeckt: schneeweißes Leinentischtuch, Servietten mit Hohlsaum, darauf das Karlsbader Service, kristallene Kuchentabletts mit Nussstrudel und Powidlbücheln.

Antonia und die Schwestern – vor allem Maria – zeigten Bewunderung für den Besucher, dem das Militärische passte wie eine zweite Haut. Sie bedienten ihn mit Kaffee und Mehlspeisen, beteuerten, wie erfreut sie wären, dass Karla »einen aus den Reihen der Befreier« ins Haus gebracht hatte.

Bis dahin hatte Karlas Vater, außer ein paar Begrüßungsworten, kaum gesprochen, was aber weiter nicht auffiel, denn ohnehin war er ein wortkarger Mann: einer von den *Maulfaulen*, wie die Mutter es nannte.

Gemächlich an seiner Virginia ziehend, mischte er sich jetzt unvermittelt ins Gespräch: »Die sogenannte ›Befreiung‹, von der ihr da redet, ist in München im Führerbau ausgehandelt worden. Wenn schon, dann ist der Herr Oberfeldwebel, mit Verlaub, ein Einmarschierer.«

»Franz!« Mit hochrotem Kopf fuhr Mutter Antonia dazwischen, »wie kannst du so von unserem Gast reden?«

»Lassen Sie nur«, beschwichtigte der, »es gibt halt noch immer solche, die nicht an uns glauben. Aber die werden wir auch noch überzeugen, das kann ich Ihnen versprechen.«

Franz Hofer schwieg; die Frauen, beeindruckt von der souveränen Gelassenheit des Herrn Oberfeldwebel, stellten eine Frage nach der anderen, wollten wissen, wie es weitergehen würde, jetzt, wo sie endlich da waren, wo sie hingehörten: eingegliedert in das Deutsche Reich. Für einen wie Hermann Metzinger war es nicht schwer, die

richtigen Antworten zu finden; allgemeinen Aufschwung auf allen Linien würde es geben, Arbeit für jedermann und soziale Sicherheit. »Und außerdem«, fügte er hinzu, »können Sie versichert sein, dass unser Führer noch große Pläne hat. Zu unser aller Vorteil.« Mehr darüber könne er nicht sagen. In seiner Position auf der Kommandantur sei er »an absolute Verschwiegenheit« gebunden – ein Umstand, der ihm in den Augen der Frauen zusätzliche Wichtigkeit verlieh.

Nach zwei Gläsern Weinbrand kam die uniformierte Selbstsicherheit zur vollen Entfaltung: Entspannt saß er im Fauteuil, die Beine überschlagen und redete von den goldenen Zeiten, die vor ihnen lagen.

»Aber eines dürfen wir nie vergessen«, argumentierte er, »unser Ziel ist die Volksgemeinschaft. Das werden wir aber nur erreichen, wenn wir mit ganzer Entschlossenheit gegen all die Parasiten vorgehen, die sich auf unsere Kosten bereichern wollen.«

Wie er betonte, seien das Recht und der Wille dazu zweifellos aufseiten der deutschen Wehrmacht, was ihn zu Erinnerungen an die *Silberfuchse* führte, eine Jugendgruppe, der er sich als Fünfzehnjähriger angeschlossen hatte. »Die HJ war damals in Österreich illegal, aber wir wussten, wie die Organisation aufgebaut war und genauso haben wir es auch gehalten. Die Sportveranstaltungen und Wettkämpfe, die waren ganz nach meinem Geschmack«, erzählte er. »Wir sind abgehärtet worden, haben stundenlange Geländemärsche unternommen, im Sommer in Zeltlagern geschlafen. Mit siebzehn hab' ich schon das Motorradfahren gelernt. Großartig war das alles. Heute kann ich sagen, das war eine gute Vorbereitung für das Soldatentum.«

Inzwischen dämmerte es; der Besucher, gesättigt von etlichen Stücken Strudel und nicht wenigen Gläsern Weinbrand, lümmelte mit schweren Augenlidern im Polstersessel, eingenebelt vom Rauch der x-ten Zigarette.

Und wieder war es Franz Hofer, der wie beiläufig zwischen zwei

Schmauchern aus der Virginia, Brisanz ins Gespräch streute. »Der Herr Oberfeldwebel ist sicher in der Partei, oder irre ich mich?«

Sofort wies ihn Mutter Antonia zurecht. »Franz, was geht dich das an?«

Augenblicklich glitt Hermann Metzinger aus seinem dösen Zustand zurück in eine soldatische Haltung, Kopf erhoben, Schultern gestrafft, und sagte in ihre Richtung: »Kein Problem, man kann mich ruhig fragen, ich habe ja nichts zu verbergen.«

Und an Karlas Vater gewandt: »Ich bin Berufssoldat und unser Führer vertritt die militärische Gesinnung, dass sich Soldaten nicht politisch betätigen sollen. Aber Sie können mir glauben, dass ich als Angehöriger der deutschen Wehrmacht weiß, wo ich hingehöre. Ob mit oder ohne Mitgliedskarte.«

»Genauso hab' ich mir das gedacht«, sagte Franz Hofer.

»Und wie steht's mit Ihnen?«, schoss Metzinger zurück. »Die Karla hat mir erzählt, Sie arbeiten bei der böhmischen *Arbeiterzeitung* als Drucker. Eindeutig sozialdemokratisches Blatt. Wie man so hört, macht sich die Gewerkschaft da breit. Sie nehmen's mir doch nicht übel, wenn ich frage, ob Sie Mitglied sind?«

»Warum sollte ich Ihnen das übel nehmen?« Bedächtig klopfte Franz Hofer Asche von der Virginia. »Ich bin mit sechzehn beigetreten. Ich weiß auch, wo ich hingehöre.«

Als Hermann sich verabschiedet, seinen Dank für die großzügige Bewirtung sowie zu einer neuerlichen Einladung ausgesprochen hatte, spazierten Karla und er noch eine Weile am Fluss entlang.

Der versteckte Disput zwischen Hermann und ihrem Vater hatte sie verunsichert, deshalb fragte sie vorsichtig: »Hast du dich auch wohlgefühlt bei meiner Familie?«

»Aber ja«, beteuerte er. »Sehr sogar. Deine Mutter ist eine patente Frau. Aber was mir aufgefallen ist, wieso die verschiedenen Namen? Oder hab' ich da was durcheinandergebracht?«

Nein, das hatte er nicht, aber Karla fiel es nicht leicht, über ihre Mutter zu reden, über die persönliche Vergangenheit von Antonia

Erhart, dieser tatkräftigen und ehrbaren Frau, die jeden Sonntag die Messe besuchte und ihre drei Töchter mit strenger Hand erzogen hatte.

Einen Moment überlegte sie, der Frage auszuweichen. Aber, verlobt wie sie war, wollte sie Vertrauen aufbauen und erzählte ihm, dass die Mutter Maria und sie ledig zur Welt gebracht hatte. Nur mit dem Vater von Gisela, Karl Erhart, war sie drei Jahre verheiratet gewesen, bevor der 1918 an der Westfront gefallen war. Die Mutter erhielt eine Witwenpension, die sie im Fall einer Wiederverheiratung verlieren würde.

»Deshalb tragen die Maria und ich den Mädchennamen unserer Mutter«, schloss Karla ihre Erklärung. Etwas verlegen fügte sie hinzu: »Findest du das schlimm?«

»Aber nein, nein«, beteuerte Hermann. »Ich würde mir doch nie einfallen lassen, was Abfälliges über deine Mutter zu denken. Als Kriegswitwe hat sie sicher harte Zeiten erlebt. Und wer weiß, wozu es noch gut ist, dass sie und dein Vater nicht verheiratet sind.«

Karla erschrak. »Wie meinst du das jetzt?«

»Na ja, ein strammer Sozi, der Herr Hofer.«

»Also, das weiß ich nicht, ich kenne mich da nicht so aus.«

»Ich meine«, sagte Hermann bedächtig, »dein Vater geht auf recht dünnem Eis. Und das wäre nicht gut für eure Familie.«

»Das verstehe ich nicht. Warum sagst du so etwas?«

»Mach dir keine Sorgen, Schatzerl.« Hermann zog sie eng an sich. »Ich pass' schon auf dich auf. Bei mir wirst du immer sicher sein.«

Franz Hofer

»Diesem Herrn Oberfeldwebel haben sie die völkischen Formeln ja schon ordentlich ins Gehirn getrichtert«, alterierte sich Franz. »Ein Nazi bis auf die Knochen. Warum will Karla ausgerechnet den?«

»Er weiß, wovon er redet«, wies ihn Antonia zurecht. »Zweiund-

zwanzig erst und schau dir an, wo der schon steht. Einen Besseren kann sie sich gar nicht wünschen. Der Albert von der Gisela ist drei Jahre älter und noch immer Gefreiter.«

»Der Albert ist ein aufrechter Mensch, an dem gibt's nichts auszusetzen.«

»Und der Metzinger soll das nicht sein? Der ist ehrgeizig, der weiß, was er will. Und er hat eine ehrliche Überzeugung. Der wird es noch weit bringen, das sag' ich dir. Deshalb halte dich in Zukunft zurück mit deinen Kommentaren. Bring mir ja keinen Unfrieden zwischen die jungen Leute.«

Franz Hofer war im Ersten Weltkrieg frontuntauglich erklärt worden: Grund war eine schwere Lungenerkrankung in seiner Kindheit. Er hatte die Kriegszeiten in Schreibstuben verbracht und zuletzt in einem Versorgungslager an der deutsch-polnischen Front gedient. Wenn sich Antonia auch nie direkt dazu äußerte, aus versteckten Andeutungen war herauszuhören, dass sie ihn zwar nicht für einen Drückeberger, so doch für einen hielt, der sich recht schlau durch die Kriegsjahre geschlängelt hatte. Seine offen zur Schau getragene Ablehnung des Nationalsozialismus und seine Bemerkungen über den Führer wollte sie nicht hören.

»Der Allmachtsanspruch von diesem Gröfaz wird uns noch teuer zu stehen kommen. Eines Tages werdet ihr noch bitter bereuen, dass ihr ihm Blumen gestreut habt.«

Antonia konnte er nicht überzeugen, für sie galt das Wort des Führers ohne Wenn und Aber. »Was du ständig daherredest. Er weiß, was er tut. Und wir brauchen gewiss nicht deine Meinung dazu.«

Es dauerte nicht lange, bis Franz auffiel, dass Karla zu Zeiten, in denen sie sonst die Kinder der Veselys hütete, zu Hause war. Auf seine Frage, ob sie nicht mehr bei der Familie arbeiten würde, war sie ihm ausgewichen. Auf sein Drängen dann zögernd erklärt, dass sie eine bessere Anstellung in Aussicht hätte.

»Was ist mit ihrer Beschäftigung bei den Veselys? Warum geht sie

da nicht mehr hin?«, fragte er Antonia.

»Das ist nicht das Richtige für sie.«

»Seit wann denn das?«

»Dass du dir das nicht denken kannst«, kam die barsche Antwort.
»Weil sie dort nichts mehr verloren hat. Wäre ja noch schöner, wenn ein deutsches Mädel bei tschechischen Juden arbeitet.«

»Du hast doch selbst jahrelang dort gearbeitet. Hast nie ein schlechtes Wort über die Familie gesagt. Und dass sie Juden sind, hat dich nie gestört. Warum jetzt auf einmal?«

»Der Metzinger meint, wir sollen vorsichtig mit unserem Umgang sein. Er hat der Karla dringend geraten, dort nicht mehr zu arbeiten.« Das war eindeutig zu viel für Franz. »Wie kommt dieser Uniformträger eigentlich dazu, sich in unsere Familienangelegenheiten einzumischen?«, brauste er auf. »Mir passt das nicht. Die Karla ist achtzehn, da bestimme noch immer ich. Am liebsten würde ich ihr den Umgang mit diesem Nazi verbieten.«

Wütend schlug Antonia mit dem Geschirrtuch gegen die Tischkante. »Du bestimmst erst einmal gar nichts. Ich habe das Sagen, was Karla betrifft. Und du wirst ihr nicht im Weg stehen, merk dir das.«

Am 2. Jänner 1939 wurde Hermann Metzinger zu einem Lehrgang nach Dresden einberufen, von dem er erst Ende Feber zurückkam. »Ich muss jeden Tag damit rechnen, wieder abkommandiert zu werden«, erklärte er Karla und der Familie. »Weil, von jetzt an müssen wir auf alles vorbereitet sein.«

»Ich weiß, wovon der Metzinger redet«, sagte Franz abends im Bett zu Antonia. »Wegen der Karla hab' ich den Mund gehalten.«

»Hast du schon wieder was läuten gehört? Ich frag' besser nicht, woher.«

»Dein Führer bereitet eine Invasion vor.«

»Geh, jetzt hör aber auf mit deinem Gerede. Er wünscht den Frieden, das hat er oft genug beteuert. Er hat doch dieses Abkommen getroffen, dass er auf Gebiete im Osten verzichtet. Hast du doch auch im Radio gehört.«

»Was bist du naiv, Tontschi. Der greift sich jetzt, was von der Tschechei noch übrig ist. Und zwar noch vor dem Frühjahr, das sag' ich dir. Was er auf dem Papier unterschrieben hat, interessiert den doch einen feuchten Dreck.«

Am 3. März wurde Hermann Metzinger wieder nach Berlin abkommandiert; am 5. März kam aus dem Radio die Nachricht, der tschechoslowakische Staatspräsident Hácha hätte sein Amt **vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches gelegt**.

Franz Hofers Prophezeiung hatte sich erfüllt.

Zehn Tage später erhielt Karla Post aus Prag.

Meine Motorradkolonne war unter den Ersten, die gegen 9 Uhr Prag erreichten. Es war grauslich kalt, Schneesturm, die Straßen vereist. Keinerlei Widerstand, nur erstaunte Gesichter am Straßenrand und an den Fenstern. Die hatten nicht mit uns gerechnet. Die Stimmung ist hervorragend, am Abend gab es ein kleines Gelage mit Schweinsbraten und Bier. Wenn es so weitergeht, kann ich Ende März schon wieder bei dir sein.

Ostern wurde die Verlobung verkündet. Soviel Franz Hofer auch versucht hatte, dagegen zu reden: Am Ende hatten ihn die Frauen in der Familie überstimmt.

Hermann organisierte Sekt und Slibowitz, Gisela und Maria putzten und wienerten, die Mutter werkelte zwei Tage in der Küche. Am Ostersonntag drängten sich zwanzig Verwandte und Freunde im Wohnzimmer um den festlich gedeckten Tisch. Sie wurden mit Schweine- und Gänsebraten, Soßen, Rotkraut und Knödel bewirtet; zum Nachtsch servierte Antonia ihre Spezialität: in Schmalz gebackene Skubanky, gewälzt in Butter und Mohn. Im Chor ließ man das junge Paar hochleben und keiner der Gäste verließ vor dem Mitternachtsimbiss die Feier. Nur Franz war nicht imstande, seine gedrückte Stimmung zu verbergen.